



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Reihlen, Max: Aus dem Erdbebenbezirk Unteritaliens

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

kommt gar nichts an, daß die Universitäten ihre Stellung neben den Polytechniken behaupten; denn sie sind nicht um ihrer selbst willen da, man besinne sich nur darauf, weshalb der Staat zum Beispiel die Universitäten Halle, Berlin und Bonn errichtet hat. Sie haben ihre bestimmten Aufgaben und damit ihre bestimmte Stellung im staatlichen Organismus. Andern Bedürfnissen mögen Staat und Gesellschaft durch andre Einrichtungen genügen; aber das Monopol auf ein studium generale wie im Mittelalter haben die Universitäten nicht mehr, können sie nicht mehr haben. „Bildung zum Beruf durch Wissenschaft“ nennt Ziegler ihre Aufgabe. Es dürfte nötig werden, daß die Regierungen dieses Ziel etwas schärfer im Auge behalten und sich nicht durch den Schein von Größe blenden lassen.



## Aus dem Erdbebenbezirk Unteritaliens

Von Dr. med. Max Reihlen in Stuttgart



Im von Neapel nach Sizilien zu fahren, benützt der Durchschnittsreisende das Dampfschiff, oder wer ausnahmsweise mit der Bahn fährt, durchrast die Strecke bis zur Überfahrtstation nach Messina, dem heute vielgenannte Reggio di Calabria, bei Nacht, weil die Bahn bei Tage nur von einem Zug, einem wirklichen Bummelzug, befahren wird. Deshalb ist auch die Küste Kalabriens — von dem schwerzugänglichen gebirgigen Innern ganz zu schweigen — eine der am wenigsten bekannten Gegenden Italiens, obgleich sie zu seinen schönsten, zum mindesten zu seinen interessantesten gehört. Wer freilich in Italien nur Kunst und Altertümer sucht, wird zwischen Pästum und Reggio nicht auf seine Rechnung kommen.

So unbedeutend wie die heutigen kalabrischen Küstenstädtchen waren offenbar schon ihre Vorgänger, die griechischen Kolonien am Tyrrhenischen Meer; wenigstens konnten sie sich mit den am Meerbusen von Tarent gelegnen Großstädten des alten Großgriechenlands weder an Zahl noch an Bedeutung irgendwie messen. Auf der ganzen Strecke von Pästum bis an die Meerenge von Messina trifft man keinen Stadt-, Berg- oder Flußnamen, der eine Spur in der Geschichte zurückgelassen hätte.

Nur zweimal hat ein Ereignis, das sich dort zugetragen hat, einen Augenblick die Aufmerksamkeit Europas auf jene weltvergessene Gegend gelenkt.

Bei der Fahrt durch Pizzo erinnert sich vielleicht der eine oder andre, daß hier vor nächstem hundert Jahren Murat, von Napoleons Gnaden einst König von Neapel, den abenteuerlichen Versuch, sein Reich durch einen Handstreich wieder zu erlangen, gewagt und mit dem Tode durch Pulver und Blei bezahlt hat.

Aber wer denkt beim Hinwegfahren über eines jener breiten, brückenüberspannten Geröllfelder daran, daß dies das Bett des Savutoflusses sei, in dessen Fluten eine Familientragödie im Hause Hohenstaufen ihr Ende fand. Im Jahre 1242 erkrank hier der gekrönte deutsche König Heinrich der Siebente, der älteste Sohn Kaiser Friedrichs des Zweiten; er hatte seinem

kaiserlichen Vater die frühzeitige Wahl zum König und Nachfolger mit Empörung gelohnt, deren Wiederholung der Kaiser durch die jahrelange Haft des entarteten Sohnes auf der Burg Sambiasi vorbeugen wollte.

Was die kalabrische Küste auszeichnet, das ist die innige Verbindung zwischen Meer und Gebirge unter dem Himmel des Südens.

Wer im bereisten Stalien vergeblich gesucht hat, was uns vor fünfzig Jahren Gregorovius, Woldemar Raden und andre beschrieben und vorgeschwärmt haben, der befahre die Küstenbahn von Pästum bis an den Felsen der Scylla und verweile auch nur einen Tag in einem jener felsthronenden Städtchen, und er erlebt und schaut, was jene zur Zeit unsrer Väter noch in Mittelitalien vorgefunden haben — den Zauber einer unentweiheten großen Natur und eine unbefangne, gastliche Bevölkerung.

Wenn man von Neapel kommt, fährt man an zwei Meeresbuchten vorbei, die den vielbesungenen Golfen von Amalfi und Salerno nichts nachgeben.

Auf der Linken hat man stets den Rücken des Apennin, dessen unmittelbar aus dem Meer aufsteigende Kette mit Gipfeln von 1500 Metern und mehr den Eindruck eines Hochgebirges macht; auf der Rechten hat man fast immer in unmittelbarer Nähe das Meer mit Ausblicken bald auf eine prächtig vorspringende Landzunge, bald auf ein malerisch um einen kleinen natürlichen Hafen gelagertes Fischerdorf. Die Bahnführung ist auch technisch interessant, da die Felsen oft bis hart ans Meer vorspringen und eine ziemliche Zahl von Tunnels nötig machten, während die zahlreichen Wildbäche, die im Frühjahr von den walddlosen Bergen herabstürzen und massenhafte Felsstrümmen mit herunterreißen, vielfach lange Steinbrücken forderten, die von weitem wie antike Aquädukte aussehen.

Unter diesen Brücken sieht man im Sommer und Herbst vielfach keinen Tropfen Wasser mehr, nur die prächtigen Gebüsch üppig blühenden Oleanders verraten, wo in der Tiefe noch etwas von dem köstlichen Naß sickert, und sagen uns, welchen Weg durch die Steinwildnis der Bach in diesem Jahre genommen hat.

Nach einer Fahrt von 160 Kilometern nimmt das Gebirge plötzlich einen andern Charakter an. Statt der malerischen, scharfkantigen Umrisse, die wir seit Ancona gewohnt waren, treten weichere, mehr abgerundete Formen auf: wir sind plötzlich aus dem Apenninental ins Urgebirge übergetreten, das sich zugleich durch etwas größern Wasserreichtum und entsprechend üppigere Vegetation zu erkennen gibt. Man braucht kein Geologe zu sein, um beim bloßen Durchfahren auf der Bahn den unvermittelten Übergang zu bemerken. Nachdem wir längst auf dem Gebiete des einstigen Königreichs beider Sizilien mit seinem seltsamen bedeutungsvollen Namen stehen, gelangen wir, mit dem Übertritt ins Urgebirge, auch geologisch betrachtet, auf sizilischen Boden.

Das Kalkgebirge des Apennin, das Rückgrat Italiens, zieht sich nach Osten nach Apulien, um schließlich im Meerbusen von Tarent zu versinken, während sich die Urgebirgskette, auf deren Saum wir jetzt dahinfahren — nur durch den schmalen Meeresarm bei Messina unterbrochen —, als Rückgrat Siziliens durch dessen Nordküste fortsetzt. Der innere Zusammenhang der beiden von der Laune der Geschichte nochmals zusammengeschweißten Sizilien erweist sich auch dadurch, daß sie, wie auch jetzt wieder, meist zugleich von Erdbeben heimgesucht werden. Ist doch dieser kalabrisch-sizilische Urgebirgshorst eine der berühmtesten Erdbebenegenden Europas. Wo man geht und steht, wird man auf die Erdbeben hingewiesen.

Ich habe an einem prachtvollen Septembertag im Jahre 1904 als einziger Fahrgast des Aussichtswagens den größten Teil der Strecke zurückgelegt; morgens hatten mich die Tempel Pästums an einen frühern Tag hohen Genusses erinnert, dann kam die Zeit, wo „der große Pan schläft“, wo auf den Stationen nur halb im Schlaf die braunen kalabrischen Weiber mit den riesigen Krügen ihres dunkeln Rotweins winken und die Fischerbuben kaum die Augen aufmachen, um den Zug, das Ereignis des Tages, zu begrüßen.

Regungslos wie eine Bildsäule lehnt am Gitter des Bahnhofs ein Hirte, der in seinen schweren Kleidern vom kühlen Gebirge heruntergestiegen ist. Der Anblick seiner zollthicken Wollfilzhosen treibt mir den Schweiß aus.

Endlich wurden die Schatten länger, und das kahle Gebirge zeigte in der Abendbeleuchtung jene tiefen Schatten neben grellsten Lichtern, die jeden Vorsprung, jede Kluft wie zum Greifen herausarbeiten. Nur zu rasch verblissen die Beleuchtungseffekte, die einst das Entzücken aller Maler und Kunstliebhaber waren.

Schon hatte die ambrosische Nacht längst dem wunderbaren Schauspiel ein Ende gemacht, als ich bei prächtigstem Sternenschein auf der Station Palmi, 40 Kilometer vor Reggio, ausstieg. Da das Städtchen ziemlich hoch über der Station liegt, setzte ich mich in den Post einspanner, worin ich von Post- und Zeitungspaketen ganz eingebaut wurde, während sich der Kutscher auf einer großen Kiste einen schwankenden Thron herrichtete. Nach etwa 40 Minuten sahen wir im trüben Schimmer des Stadtoröllämpchens eine Kirche. Was ist das für eine Kirche? La chiesa dei miracoli (Wunderkirche), lautete die prompte Antwort, aber sie hat bei dem letzten Erdbeben nicht viel geholfen. Was der Mann sonst alles von dem Erdbeben erzählte, habe ich nur teilweise erraten, ich zweifelte aber nicht daran, die Sache mit allen Einzelheiten am andern Tage zu erfahren, denn die Wirtin zur Trinacria, vor deren Haus wir hielten, sah sehr mittheilhaft aus. Diesmal aber hatte ich mich verrechnet.

Als mir, ihrem einzigen Gaste, die gute Frau am andern Mittag eben die Makkaroni auf den Tisch setzen wollte, sagte ich anscheinend ganz gelegentlich zu ihr: Erzählen Sie mir doch auch etwas von dem letzten Erdbeben, aber ich hätte das unbedachte Wort gern wieder zurückgenommen, denn die arme Frau erschrak so, daß ich sie nachher nur zu trösten hatte. Von da ab habe ich niemand mehr in der Gegend nach dem Erdbeben gefragt, aber ich wußte auch, wo die handbreiten Sprünge in den Gewölben aller Kirchen weit und breit herkamen. Hoffentlich ist die gute Padrona, die noch von dem letzten Erdbeben (vom Jahre 1895) zitterte, nicht unter den siebenhundert Opfern ihres Städtchens. Sie hat in jeder Beziehung gut für mich gesorgt, zunächst indem sie mir in kürzester Frist ein vorzügliches Lager bereitete, zu dem sie vor meinen Augen das Bettzeug — als Beweis, daß es ungebraucht sei — aus dem Kasten holte, wie dies in Südditalien Brauch ist.

Als ich am andern Morgen wieder aufwachte, traf mein erster Blick den Rheinfluss von Schaffhausen, der auf meinem Rouleau prangte. Mehr kann man in Kalabrien gewiß nicht verlangen. Jedenfalls imponiert der Wasserfall in dem wasserarmen Kalabrien mindestens ebenso wie bei uns der Atna, dessen ostangestauntes gutgemeintes Bild — auf einem Rouleau bei meiner Großmutter plötzlich im alten Glanz vor mir aufstieg!

Trotz meiner Müdigkeit und meines göttlichen Schlafes muß ich am andern Morgen früh aufgestanden sein, denn als ich mich in dem Regierungs-

fiß mit seinen 10000 Einwohnern umseh, traf ich in nächster Nähe meines Gasthauses, auf einem kleinen Platz, den Ziegenhirten, der eben mit seinem Dudelsack seine Pfllegebefohlenen zusammenrief. Ich weiß nicht, was reizender war, die Inbrunst, mit der der junge Faun in seinen Ziegenfellhosen sein Instrument bearbeitete, oder die Neugier, mit der die prächtig gehörnten Tiere in ihren komischen Bärten zuhörten und zusahen.

Dann sah ich den Stolz von Palmi, seinen Stadtgarten, der, klein und ärmlich wie ganz Palmi, eine Aussicht bot, die geradezu entzückend war, die aber noch bei weitem durch die auf dem nahen Eliasberg überboten wurde.

Ich stieg an seiner Winterseite hinauf, und ich hätte hier, gegenüber von Sizilien, bei nur 500 Meter Höhe über dem Meer, glauben können, im Schwarzwald, am Abfall gegen die Rheinebene zu sein: derselbe sandige Ackerboden, dieselben Steine, die Vegetation beherrscht von der zahmen Kastanie und Haselnuß, und zur Rechten eine riesige Halde, ganz bedeckt mit Adlerfarn. Ich ging auf jener Halde in der Richtung gegen das Meer weiter und stand bald an dem Steilabsturz des Berges gegen das Meer. Über 500 Meter fällt hier der Berg so steil ab, wie wenn er eben erst entzweigeborsten und seine andre Hälfte vom Meer verschlungen worden wäre. Dieser Steilabhang ist ein steinerner Zeuge jener gewaltigen erdbildenden und zerstörenden Mächte, die auch den Einbruch des Gebirges zwischen Reggio und Messina, die Meerenge von Messina, herbeigeführt haben, und die jetzt wieder ihr ewiges Spiel, unbekümmert um uns Menschen, treiben. Der Absturz des Eliasberges mit seinen mächtigen Felsblöcken sieht um so wilder aus, als nur kleines Buschwert hier und da die abgerundeten Felsbrocken umgrünt.

Bei uns hätte die gütige Mutter Natur längst die ungeheure Wunde unter einem deckenden Waldschleier verborgen.

Oben auf dem Berge haust ein Einsiedler, der mich um einen Beitrag für eine Rutte bat, denn er war noch in Zivil, trotzdem er schon seit zwei Monaten in der Hütte seines verstorbenen Vorgängers hauste und ebensolange eine Art Opferbüchse im Knopfloch trug, und obgleich das bescheidne Heiligtum des Propheten auf dem Berge, neben dem seine Hütte stand, als Wallfahrtskirche berühmt ist.

Wo ein Eliasberg steht, kann man sich ohne weiteres auf eine schöne Aussicht gefaßt machen, aber der kalabrische Eliasberg sucht seinesgleichen. Man sieht vor sich, in greifbarer Nähe, den ungeheuern Gipfel des Atna, hinter ihm die peloritaniſchen Berge der Nordküste Siziliens, während sich links das kalabrische Hochgebirge aufbaut, alles aufsteigend aus dem schäumenden Meer und emporragend in den tiefblauen Himmel. Weit draußen in der See lag der steile vulkanische Keel des Stromboli, mit einem Rauchwölkchen gekrönt, und die andern Liparischen Inseln, die in dem bewegten Meer zu schwimmen schienen. Wenn ich nicht schon vorher die Absicht gehabt hätte, dorthin zu gehen, so hätte ich mich hier, angesichts des zauberhaften Bildes, dazu entschlossen. Am Saum des Meeres aber lag Städtchen an Städtchen; mein Einsiedler nannte sie mir mit Namen und sagte dabei ein landesübliches Wortspiel: Palmi, Rosarno e Gioja, non è una gioja, das heißt „die Palmstadt, die Rosenstadt und die Freudenstadt, ist es nicht eine Freude sie zu sehen!“

Und heute ist dieses Paradies der Natur, ist diese Stätte der Freude ein Leichen- und Trümmerfeld, wo der Hunger, die Verzweiflung und der Wahnsinn umherstreichen.

Ich kann von Palmi nicht scheiden ohne noch eines kleinen Erlebnisses zu gedenken. Außer dem Häuschen des Einsiedlers war noch eins auf der weiten Höhe, in das ich durstig eintrat, um nach etwas Trinkbarem zu fahnden. Zum Glück war eine große Amphora mit Wasser vorhanden, die mir die Tochter des Hauses ohne weiteres kunstgerecht an den Mund hielt wie Rebekka auf dem berühmten Bilde dem Elieser. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Leute im Schatten des Atna auch von anderer Seite kennen zu lernen, aber es wäre undankbar, wenn ich nicht hervorheben würde, wie gastfreundlich mir im südlichsten Italien, auch in Apulien, die Leute überall da entgegengekommen sind, wo sie von der Fremdenindustrie noch nicht verdorben sind.

Von Palmi führt eine kurze Eisenbahnfahrt nach dem Felsen der Scylla. Man hat von dort eine herrliche Aussicht über die ganze Straße von Messina, die die grandiose Rundschau vom Eliasberg reizend ergänzt. Nur sollte man seinen Homer auf einen Augenblick vergessen oder nicht wissen, daß man auf dem sagenumwobnen Felsen des Schreckens steht, denn die Gegend ist viel zu lieblich, um den Eindruck nicht zu verwischen, den wir mitbringen: der Felsen der Scylla ist eine jener allzuberühmten Ortlichkeiten, die klein werden unter der Größe der dichterischen Phantasie, die sie verherrlicht.

Die Bahn führt weiter durch ein herrliches Gelände, über das die ganze Pracht subtropischer Vegetation verschwenderisch ausgebreitet ist. Fast wild wächst hier die Rebe und der Ölbaum, und neben den undurchdringlichen Stachelgebüsch der indischen Feige und neben der riesigen Agave, der prachtvollen Charakterpflanze, die Amerika an diese Küsten geschickt hat, beherrscht ein Gast aus Afrika das Landschaftsbild. Es ist die Dattelpalme mit ihrem schlanken, schwankenden Stamm und dem melodischen Rauschen ihrer vom Winde berührten Blätterkrone.

Noch eine kurze Strecke, und wir halten in dem jetzt ebenfalls zerstörten San Giovanni, von wo die kleinen Schiffe nach Messina fahren, während der Großverkehr über das benachbarte Reggio führt. Die Überfahrt nach Messina währt nur eine halbe Stunde, aber sie ist ein Genuß, der sich von Augenblick zu Augenblick steigert. Zuerst erdrückt der Berghintergrund das langgestreckte Messina, aber je näher man der marmornen Ufertreppe kommt, desto gewaltiger ist — es widerstrebt mir zu sagen, war — das Stadtbild. Eine in leichtem Bogen geschwungne Prachtstraße aus lauter Palästen in stattlichem Barockstil empfängt, hinter einem breiten volkswimmelnden Landungsplatz, den staunenden Fremden. An dem langen Quai selbst, der Häuserzeile direkt gegenüber, liegt Schiff an Schiff, und der rege, wenn auch von der Hitze etwas gedämpfte Verkehr zwischen ihnen und der Stadt zeigt das übliche Bild einer lebhaften Hafenstadt, dem aber doch eigenartige Züge nicht fehlen.

Nicht weit von der Landungsbrücke erhebt sich das Wahrzeichen Messinas, der Brunnen Montorsolis mit der mächtigen Statue des Neptun. Als Verkörperung der Straße von Messina steht der Meergott zwischen zwei nicht eben holdseligen Frauengestalten, der Scylla und der Charybdis. Im Schatten dieses Brunnens, unbeirrt von dem geschäftigen Treiben rings umher, lagerte dieses in allen möglichen, bequem sein sollenden Stellungen ein Kreis von Matrosen, Lastträgern und jungen Burschen, die in gespannter Aufmerksamkeit am Munde eines Mannes hingen, der mit lebhaftem Mienen- und Gebärdenpiel Verse deklamierte. Es war eine Stanze aus Tassos „Befreitem Jerusalem“, die der sonnverbrannte, schwarzgelockte Mann mit hinreißendem Feuer vortrug. Ob wohl sein ferner Ahn einst mit den homerischen Gesängen im Herzen

und auf der Lippe aus Griechenland an das Gestade der Charybdis in die Kolonie Zankle verschlagen wurde?

Einige Schritte weiter, und wir stehn vor dem großen Marktgebäude, in dessen Fischhalle ich eintrete. Leider war sie schon so gut wie geräumt, von den Schwertfischen, einer Spezialität von Messina, war nichts zu entdecken, aber in einer Ecke an einem laufenden Brunnen sah ich eine alte Frau eifrig beschäftigt. Sie bereitete das wirbellose eßbare Kleingetier des Meeres, *frutta di mare* genannt, das von den Italienern vielfach roh verzehrt wird, zum Verkaufe vor. Mit einer Fingerfertigkeit, um die sie jeder Maestro hätte beneiden dürfen, drehte sie den Tintenfischen die Tintenbeutel um, deren bitterer Inhalt rasch nach dem Fang entleert werden muß, wenn sich sein Geschmack nicht dem des ganzen Tieres aufdrängen soll. Die Prozedur war trotz der größten Reinlichkeit etwa so appetiterregend wie das Verwandeln von Fröschen in Froschschenkel.

Als ich aus der dunkelwerdenden Halle wieder ans Tageslicht heraustrat und an der stolzen Reihe der Paläste entlang sah, befestigte sich in mir der erste Eindruck, daß keine italienische Stadt ihrem Hafen eine so imponierende Schauseite zuehrt wie Messina. Sieht man freilich genauer zu, so wird man etwas enttäuscht; die Prachtfassaden sind vielfach nicht ausgebaut, ihr oberstes Geschloß fehlt oder ist nur eine Kulisse, durch deren Fensterhöhlen das Blau des Himmels durchscheint, ja manche von den Quaderfassaden verbergen nur ärmliche, angeflückte Fachwerkbauten. Trotzdem war der Name *la Palazzata* für diese Straße, die leider von dem Erdbeben so gut wie ganz zerstört worden ist, vollberechtigt. Leider ist es auch so gut wie ausgeschlossen, daß etwas architektonisch ähnliches, der umgebenden Landschaft so entsprechendes je an ihre Stelle treten wird. Zwar die Riesenbauten, die Vissabon unter dem großen Minister Bombal auf die Stelle seiner vom Erdbeben vernichteten Altstadt stellte, stehn heute noch unverfehrt, und ebenso die Prachtstraße Ragusas am Adriatischen Meer, die einem Erdbeben vom Jahre 1667 ihre Entstehung verdankt; aber auf dem ewig schwankenden Boden von Messina wäre Wahnsinn, aus geschichtlichen und künstlerischen Gründen die Fingerzeige zu übersehen, die Japan und San Francisco der Baukunst gegeben haben.

Und doch war die *Palazzata* auch in ihrer einstigen Pracht ein redendes Denkmal eines Erdbebens, dessen vom Jahre 1783. Die früher sehr bedeutende Stadt hatte im siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert schwer gelitten, und die Ausführung der *Palazzata* wurde ermöglicht durch einen neuen, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beginnenden Aufschwung, als das Erdbeben von 1783, das große Verheerung in der ganzen Stadt anrichtete, Messina wieder weit zurückwarf und auch den Ausbau oder die Wiederherstellung der stolzen Paläste verhinderte.

Wenn mich die kalabrischen Städtchen das Grausen einer Erdbebenkatastrophe nicht nachfühlen ließen, so ist dies kein Wunder, denn ihre Häuser sahen meist so aus, als ob sie aufs Umwerfen und Wiederaufstellen eingerichtet wären; aber auch in Messina kam ich nicht dazu, so wenig wie die Eingebornen, die unter Erdbeben aufwachsen wie der Matrose im Sturm. Erst unter den Trümmern von Agrigent empfand ich so recht die brutale Gewalt der sinnlos wütenden Naturkraft, als ich vor den niedergemähten Riesensäulen und Seitenwänden des Zeustempels stand.

Wer übrigens, wie ich, hinter der *Palazzata*, oder wie sie jetzt heißt, *Korso Vittorio Emanuele* eine entsprechend großartige Stadt vermutete, wäre

bitter enttäuscht worden. Messina bestand in der Hauptsache aus drei dem Corso parallelen, verhältnismäßig schmalen Straßen, ohne hervorragende Bauten. Eine einzige Ausnahme machte der fein zusammengestimmte, stille Domplatz. Der Dom selbst war kein einheitliches Kunstwerk; Feuer, Erdbeben, notwendige Restaurationen und gewaltsame Modernisierungen hatten von der ursprünglichen normannischen Basilika nicht allzuviel übrig gelassen, doch für das Auge des Malers wie des Geschichtsfreundes bot die Kirche, an der Jahrhunderte gestükt, aber auch reiche Spuren ihrer jeweiligen Kunst hinterlassen hatten, viel des Bemerkenswerten. Ein Kunstwerk ersten Ranges enthielt sie aber nicht, ebensowenig wie das ganze übrige Messina.

Wie viel von ihren Kunstschätzen gerettet werden wird, hängt, da ein großer Teil der Außenwände stehengeblieben ist, wesentlich von der Sorgfalt der Aufräumungsarbeiten ab; aber es ist zu fürchten, daß man unter dem Druck der sonstigen ungeheuern Kosten nicht mit der peinlichen Genauigkeit zu Werke gehen wird, die in Venedig bei der Bloßlegung der unter den Quadern des Markusturmes begrabnen Loggetta des Sansovino mit so unerwartet günstigem Erfolg belohnt worden ist. Es ist zu fürchten, daß sich der Eifer der Nachforschungen hauptsächlich auf das viele Edelmetall der außerordentlich reichen Kirche stürzen wird.

In der Nähe des Domes stand noch eine andre Kirche (S. Gregorio) mit einem höchst eigenartigen Turm, dessen Spitzdach von einer breiten spiralförmigen Außentreppe umwunden war, sodaß das Ganze wie eine riesige Turmschnecke aussah. Gegenüber von diesem originellen Bauwesen, zu dem vielleicht eine jener großen Meerschnecken, die bei Messina vorkommen, dem Künstler die Anregung gegeben hat, habe ich bei meinem zweiten Aufenthalt in Messina übernachtet, um mich beim Aufwachen noch einmal an dem einzigartigen Bilde zu freuen.

Etwas ähnliches habe ich nie gesehen, abgesehen von einem allerdings noch viel abenteuerlicher aussehenden Turm in Kopenhagen, dessen Spitze aus den durcheinandergeschlungenen Leibern und Schwänzen von drei riesigen Delfinen gebildet ist. Jener Gasthof in Messina gegenüber dem Schnecken-turm war mir durch einen mitreisenden Sizilianer so warm empfohlen worden, daß ich meine sonstige Gewohnheit, mich nur auf Bäderer zu verlassen, einmal außer acht ließ: richtig wurden mir auch in der ersten Nacht meine Stiefel gestohlen. Doch es war mir zum Heil: die stiefelmörderischen Ausflüge über die Vulkane der Liparischen Inseln hatte ich ja glücklich hinter mir, und für die heiße Ebene waren die guten doppelsehigen, germanischen Reisegefellern viel zu schwerfällig. Und siehe da, der italienische Ersatz, den ich notgedrungen in Messina erwarb, war nicht bloß äußerst bequem, sondern hat noch manche Wanderung ausgehalten, nachdem ich dem leichten, geschmeidigen Pärchen keine vierzehn Tage zugetraut hatte!

Das ganze Wirtshaus in Messina hatte mir aber so wenig gefallen, daß ich der Wirtin ziemlich „schneidig“ erklärte, sie möge sich mit mir auf die pretura (Polizei) bemühen. Ihre Antwort war zunächst ein Blick, der besagte, so etwas könne auch nur einem Deutschen einfallen, und als ich den Blick nicht verstand und meinen Wunsch wiederholte, verdolmetschte sie ihn mit den Worten: Dort kommt nie etwas heraus. Schließlich wurde ihr die Sache aber doch so unangenehm, daß sie erklärte, sie wolle die Hälfte des Schadens tragen. Und das tat sie auch, aber auf der Rechnung stand der Omnibus zur Bahn mit 2 Franken, und auch die Preise für alle übrigen

Sachen — soweit sie nicht, wie landesüblich, vorher ausgemacht waren — hatte sie entsprechend angelegt. Das Triumphgefühl des gewiegten Stalienreisenden, das eben noch meinen Busen geschwellt hatte, war dahin, aber es gelang mir wenigstens, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Nach einigen Komplimenten schieden wir als Freunde, aber die Wirtin sowohl wie ich vergaßen das gewohnte Auf Wiedersehen.

Da die alten Kirchen Messinas, abgesehen vom Dom, aus den Zeiten ihrer Erbauung nur dürftige Reste gerettet haben, sah ich in der Stadt nur noch zwei Gebäude von innen, davon eins unfreiwillig. Dieses war das Spital, ein alter außerordentlich stattlicher Bau, in dessen Hof ich aus Interesse für die Architektur eintrat. Dort entdeckte mich aber alsbald ein Kollege, der mir in liebenswürdiger Weise seine ganze Abteilung zeigte, was durchaus nicht in meiner Absicht gelegen hatte.

Auch dieser anscheinend für die Ewigkeit bestimmte Bau ist zusammengestürzt über den Armen, die in ihm Rettung suchten. Vom Spital ging ich noch in das Museum, obgleich im Bädeler fast davor gewarnt wird. Die alten sizilianischen Heiligenbilder auf Goldgrund mit unglaublichen Körperstellungen und mit fast braunen Gesichtern und Händen, die dort zu sehen waren, wirken auch auf den Deutschen etwa wie die hölzernen unserer altdeutschen Bilder auf den Staliener. Trotzdem habe ich nicht bereut, sie wenigstens einmal gesehen zu haben. Diese sizilianische Schule bildete den westlichen Ausläufer der kirchlichen Kunst von Byzanz, die den ganzen christlichen Osten beeinflusst hat und deren Nachzügler ich auf einer spätern Reise in den Kirchen von Moskau zu sehen bekam; wenn ich die Wahl hätte, welche von beiden ich noch einmal sehen müßte, so wären mir die Sizilianer immer noch lieber, denn bei den Russen hat sich der in Sizilien nur gemalte, auf manchem Bilde wohlthuend verblichne Goldgrund zu einem soliden Goldblech entwickelt, das die Kleidung vorstellt und Samstag in Gegenwart der Gläubigen auf den Glanz poliert wird.

Froh, daß ich getan hatte, was ich meiner Bildung schuldig war, flüchtete ich mich aus diesem Museum auf die Hügel, von denen man nach dem Erdbeben so viel gelesen hat, auf den Hügelkranz, der die Befestigungen, die Totenstadt und die Villen trägt, deren verhältnismäßige Verschonung bei dem großen Unglück aufgefallen ist. Einer der größten Gärten dort steht den Fremden offen, und von der „Rocca Guelfonica“, einer jener fensterlosen trutzigen Normannenburgen, denen man in Sizilien da und dort begegnet, genoß ich wieder den Anblick der Meerenge. Diesmal bildete die kalabrische Küste den Hintergrund, in ihrer Mitte das friedlich daliegende Reggio. Wenn man den uneingeschränkten Ausblick auf die nähere und weitere Umgebung und die verhältnismäßig schwierige Zugänglichkeit der Rocca Guelfonica in Betracht zieht, so hat man kein Bedenken gegen die Überlieferung, daß an dieser Stelle die Söldnerbande ihre Burg hatte, die unter dem Namen der Mamertiner (Marsöhne) zur Zeit des Pyrrhus die Stadt tyrannisierte und sich sogar gegen den kriessgewaltigen König von Epirus halten konnte.

Jrgendwo auf diesem Hügel wird voraussichtlich der vornehmere Teil der Wohnstadt des zukünftigen Messina entstehen, vermutlich eine Gartenstadt mit niederen Häusern, während sich die Geschäftsstadt, die auf die Nähe des Hafens angewiesen ist, wieder auf dem alten Stadtgrunde erheben muß. Vorläufig wachsen auf den Hügeln im weitesten Umkreise die Millionen und Abermillionen von Messinaorangen, die den Namen der Stadt durch alle Lande tragen.

Glücklicherweise führt eine Bahn über die Hügelkette, sonst könnte man in die mit neidischen hohen Mauern umschlossenen Orangengärten gar nicht hineinsehen. Ich habe mir die Gärten der Hesperiden übrigens etwas anders vorgestellt, als ich sie bei der Durchfahrt sah, denn die Bäume waren bis zur Unkenntlichkeit mit Staub bedeckt. Um so mehr genoß ich es, als ich später einmal in einem gutgehaltenen Park, dessen Besitzer sich den großen Luxus des Besprengens leisten konnte, in einer wahrhaft „in Dämpfen schwelgenden“ Nacht „im dunkeln Laub die Goldorangen glühen“ sah. Wo Wasser ist, da trifft man in Sizilien eine Pflanzenwelt, von deren Üppigkeit wir uns nichts träumen lassen. So sah ich in Palermo in einer öffentlichen Anlage, die auf dem Grunde des aufgefüllten Hafens des alten Panormus angepflanzt ist, einen Gummibaum von der Größe unsrer allergrößten Birnbäume; im Park eines Schwefelbades am Fuße des Atna standen gar die Araukarien, die wir auf unsern Blumentischen züchten, so groß wie hohe Tannen und trugen kindskopfgroße Zapfen. Und wie wunderbar sind die Palmen von Taormina! Aber diese Prachtbäume sind es nicht, von denen Sizilien lebt, und die Messina wieder zu neuem Leben erwecken werden, sondern die Orange, die Zitrone, der Weinstock und der bescheidne Ölbaum.

Eine Handelsstadt ist nicht umzubringen, solange ihr Hinterland auf sie angewiesen ist, und eine Seestadt lebt, solange das Meer ihr treu bleibt. Beides trifft für Messina zu. Ganz Europa wartet auf die Südfrüchte, die in Messina auf das Schiff kommen, und ein großer Teil von Sizilien würde verhungern, wenn es seine Orangen nicht zum Verkauf bringen könnte, deren Wert der Name Messina steigert. Deshalb wird Messina wieder arbeiten, ehe die Gelehrten darüber einig sind, ob es sich bei den Zuckungen der Erde um Hebung oder Senkung der Scholle von Messina handelt. Und die Menschen, die die Stelle der Toten einnehmen müssen, wenn wieder gearbeitet werden soll — warten längst auf die freien Plätze!

Schickt nicht Italien jährlich 200 000 Menschen, die nicht mehr wieder kommen, übers Meer, weil es sie nicht ernähren kann! Die meisten davon sind nicht weit von den Erdbebengegenden zu Hause, wo eine bis auf die Römerzeit zurückgehende Mißwirtschaft die Bildung jener riesigen Latifundien in den Händen der Kirche und adliger Herren veranlaßt hat, die die einstige Kornkammer zur Einöde zu machen drohen. Auf diesen Riesengütern wird der Kolone — „Bauer“ kann man einen solchen Halbflaven nicht nennen — von dem Generalpächter seines Herrn oder von dessen Unterpächtern so ausgezogen, daß er außer den sehr drückenden Steuern nur noch so viel erübrigen kann, um mit seiner Familie nicht Hungers zu sterben, und um ein paarmal im Jahr, an den hohen Festtagen sich satt essen und Spektakel machen zu können. Die Volksschule der armen Landgemeinden ist dementsprechend in einem Zustande, daß Vertreter des italienischen Schulvereins „Dante Alighieri“ alles Ernstes den Vorschlag gemacht haben, man solle auf den Auswanderverschiffen, die nach Argentinien gehen, den Leuten während der langen Überfahrt Unterricht, namentlich auch in italienischer Sprache, geben; in Süditalien kann ja noch nicht die Hälfte der Erwachsenen lesen und schreiben.

Der oberflächlichste Einblick in diese Verhältnisse, den man bekommen muß, wenn man halbwegs der Sprache mächtig ist und allein reist, ist die betäubende Zugabe zu den Erinnerungen an die vielen Höhepunkte des Kunst- und Naturgenusses, die eine Reise durch Sizilien bietet. Diesen Notständen und dem daraus gebornen Banditenwesen einerseits und der Korruption der

Besitzenden und Regierenden, der signori, andererseits abzuhelpen, wird für das Königreich Italien viel schwerer sein, als die zerstörten Dörfer und Städte wieder zu bevölkern und aufzubauen, um so mehr, als die ganze Welt in nie zuvor dagewesener Weise tatkräftig beispringt. Diese Hilfeleistung ist in gewissem Sinn eine Sühne für jahrhundertelange Ausraubung Siziliens durch fremde Staaten. In den letzten drei Jahrhunderten residierten nacheinander in Sizilien die Statthalter der Könige von Spanien und die der österreichischen Habsburger. Messina hatte das besondere Glück, dazwischen hinein unter dem Schutz des allchristlichsten Königs Ludwig des Vierzehnten zu stehen. Im Jahre 1734 wurde das Land staatsrechtlich die eine Hälfte des neugebildeten unteritalienischen Königreichs, aber nur um tatsächlich eine Provinz von Neapel zu werden. Erst der Siegeszug Garibaldi's, der in Sizilien begann, machte das unglückliche Land zu einem gleichberechtigten Gliede des geeinigten Italiens.

Nur einmal hat Sizilien aktiv im Brennpunkt der europäischen Politik gestanden, im zwölften und im dreizehnten Jahrhundert, als seine Krone durch Erbschaft an das Haus der Hohenstaufen überging. Ein Strahl jenes Glanzes fällt auch auf Messina. Schon Heinrich der Sechste, der Sohn des Rotbart und der Gemahl der normannischen Erbtöchter Konstanze, weilte viel in Messina. Von hier aus hat er seine Gesandten nach Konstantinopel geschickt, um den schwankenden Thron des Kaisers Alexius zu stützen und durch die Werbung um die Kaisertochter Irene für seinen Bruder Philipp eine Familienverbindung zwischen seinem und dem griechischen Kaisertum herzustellen. Nach Messina kehrte er kurz darauf von der verhängnisvollen Jagd am sumpfigen Fuß des Atna als ein todkranker Mann zurück. Hier ist er in der Blüte des Mannesalters und in der Fülle der Macht gestorben. Auch sein Enkel Konrad der Vierte lag tot in Messina. Bei seiner Leichenfeier im Dome geriet der Katastak samt dem Sarg in Brand, und die Flammen ergriffen auch die Decke der Kirche, die, von seinem Bruder Manfred wiederhergestellt, sich allen Stürmen der Zeit und allen Angriffen der Verschönerungslust gegenüber bis zu dem Erdbeben vom 28. Dezember 1908 gerettet hat. König Konrad hat kein prächtiges Denkmal, keine Ehreninschrift erhalten, nur ein einfacher Sarg, offenbar in späterer Zeit in die Chorwand eingefügt, erinnerte an den Herrscher, dem das Glück im Leben nicht hold war, und dessen Totenfeier einen so düstern Schatten auf das Geschick seines kleinen Sohnes Konradin vorauswarf. Auch von dem Schloß am Meer, worin der prachtliebende Friedrich der Zweite so oft residierte, war wenigstens äußerlich nichts mehr zu erkennen. Die Prosa der Zeit hatte es zur Zollstätte herabgewürdigt. Wer in Sizilien mehr als die Erinnerung, wer großartige Denkmale der Staufenzzeit sucht, der muß nach Palermo gehen. Dort grüßen ihn in der alten Königsburg noch heute das Löwenwappen der Hohenstaufen und der Adler des Reichs, aber in ungewohnter Umgebung. Die alten Symbole sind eingelassen in eine goldglänzende Mosaikwand von kirchlich-anmutender Pracht.

Nicht weit davon ruht in einer Kapelle des Domes Heinrich der Sechste an der Seite seiner normannischen Gemahlin, und neben ihnen ihr großer Sohn. Sie ruhen in großartigen Porphyrsarkophagen unter dem Schutz prächtiger, schwerer Baldachine, und nicht selten kann man einen Lorbeerkranz an dem Sarge Friedrichs des Zweiten sehen, den die Pietät seines sizilianischen Volkes dort niedergelegt hat. Die Sizilianer sind stolz auf ihren Roger Friedrich, an dessen Sarkophag zu lesen steht: Rex Siciliae, Imperator Germaniae.

In dem Enkel König Rogers, ihrem König, der vom sizilianischen Standpunkt aus „auch“ Kaiser von Deutschland war, sehen sie ihren legitimen Herrscher, dessen Vorfahren von mütterlicher Seite sich durch die Niederwerfung der heidnischen Sarazenenherrschaft das Bürgerrecht im Lande erworben hatten.

Das eherne, blutbefleckte Band, das die Kaiser aus dem schwäbischen Hause um Deutschland und Italien gewunden haben, ist auf ewig zerrissen, aber ein andres, das auch ein Sohn des Schwabenlandes geschlungen hat, ein geistiges Band, überdauert die Zeiten. Schillers Braut von Messina, das Drama, das seiner Klangfarbe nach hier in Sizilien entstanden sein mußte, gibt auch uns ein Bürgerrecht an diesen Boden. Wenn der griechische Tragiker mit seinem Chorlied den Ruhm seiner Vaterstadt Athen in unsterblicher Weise verherrlicht hat, so werden die rauschenden, rollenden Reden der Chorführer der Mannen des feindlichen Brüderpaares den Glanz und Reichtum Messinas, die Fülle seiner Fluren und die Pracht seines Meeres allen fühlenden Menschen ewig unvergeßlich vor Augen stellen, alle die Herrlichkeiten, die der nordische Dichter selbst nur im Geiste schauen durfte.

Die Beziehungen des deutschen Volkes zu Messina sind jedoch glücklicherweise nicht mehr die rein geistigen wie zu Zeiten Schillers. Im letzten Jahrhundert hat sich in der großen Handelsstadt eine deutsche Kolonie gebildet, die, obwohl an Zahl nicht groß, eine solche Bedeutung erlangt hat, daß ihr der Kaiser einen Konsul gab, daß sie aus eignen Mitteln eine deutsche Schule mit drei Lehrkräften und daß ihre evangelischen Mitglieder einen Pfarrer unterhalten konnten. Es ist bis jetzt noch nicht möglich gewesen, das Schicksal sämtlicher Mitglieder unsrer Kolonie festzustellen, wir wissen unter anderm, daß eine große Familie, die schon in der zweiten Generation in Messina lebte, unter den Trümmern der Palazzata begraben liegt, bis auf einen Sohn, der wenige Stunden vor dem Unglück, das ihm seine Mutter und ein Kind raubte, abgereist war. Wir wissen aber auch von vielen Geretteten und freuen uns zu hören, daß einzelne deutsche Firmen alsbald von den benachbarten Städten aus die unterbrochnen Geschäftsbeziehungen wieder anzuknüpfen suchten.

Heute haben selbst die Bestgestellten der Überlebenden geschäftlich schwer zu kämpfen, aber die Zeit wird kommen, wo mit Messina auch seine deutsche Kolonie aufs neue emporblühen wird und wieder deutsche Seelsorge braucht und eine deutsche Schule, wenn ihre dem Erdbeben entronnenen Kinder nicht in einem fremden Volkstum verlorengehen sollen. Die Beihilfe dazu wäre seinerzeit ein schöner Abschluß des großen Liebeswerkes für das deutsche Volk.\*)

\*) Anmerkung der Redaktion. Im Anschluß an diesen Artikel wollen wir auf ein soeben im Verlage von Julius Hoffmann in Stuttgart erschienenenes interessantes Buch hinweisen: „Im Lande des Erdbebens. Vom Besue zum Atna. Land und Leute in Sizilien und Kalabrien. Die vulkanischen Katastrophen von 1905 bis 1908. Zerstörung von Messina und Reggio.“ Von Dr. Albert Zacher. Eine eingehende Besprechung behalten wir uns vor.

